

verschiedener Verhaltenskriterien hervorgeht, die in mittleren Bereichen lagen (27 - 44 %). Hier wurde allerdings der für Heritabilitätsschätzungen unzulässige Kunstgriff angewandt, erbliche Unterschiede dadurch vorzuprogrammieren, daß man von einer Mischpopulation extrem wesensunterschiedlicher Rassen ausging (Foxyerrier, Cocker, Basenji, Beagle und Sheltie (es handelt sich offensichtlich um die schon von Zimen zitierten Scott und Fuller (1965); Anm. von JM)). (...) Bei Berechnungen **innerhalb** (Hervorhebung von mir, JM) der Rassen, welche allein die Fragen nach einer erfolgversprechenden Selektion beantworten könnten, muß daher mit wesentlich niedrigeren Erblichkeitsgraden gerechnet werden. Dennoch war auch innerhalb der Rassen eine genetische Differenzierung möglich." (Wegner, S. 95)

Wenn Wegner, der sich auch auf diesen Bereich nicht spezialisiert hat, dennoch mit Recht von einem niedrigeren Erblichkeitsgrad ausgeht, dann bedeutet diese Annahme, daß bestimmte Verhaltenskriterien (Temperament, Dominanz- und Orientierungsverhalten, Belgewohnheiten, Rauflust usw.) deutlich niedriger im Erblichkeitsgrad lägen als z.B. Hüftgelenks-Dysplasie. Für andere Verhaltenskriterien, bei denen der Lernvorgang naturgemäß geringer ist, wie z.B. Aufzuchtverhalten, ist hingegen von einem deutlich höheren Erblichkeitsgrad auszugehen. Diesen Schluß legt Rubiette nahe, von der weiter unten die Rede sein wird. Auch eine miserable Sozialisation konnte ihr völlig sicheres Mutterverhalten nicht negativ überformen: ein klarer AAM.

Wenn also von einem polygenen Erbgang in diesem komplexen Verhaltenszusammenhang der Aufzucht auszugehen ist, dann genügt es, bei Effi Briest ein Minimum an Unvollständigkeit der genetischen Ausstattung anzunehmen, da ihre Töchter, Enkelinnen usw. diesen Mangel nicht manifestierten. Das zeigt aber auch, daß dieses unerwünschte Verhalten eliminierbar ist durch Selektion.

Auch mit dem Modell von Schleger/Stur (S. 203), demzufolge

„diese modifizierten Verhaltensformen (...) in stark ingezogenen Rassen häufiger auftreten, da die als Defektmutation anzusehende rezessive Mutante bei starker Inzucht eher in homozygoter Form auftritt und damit phänotypisch zum Tragen kommt“,

wäre Effis abweichendes Verhalten zu erklären: Ihr Inzuchtkoeffizient (IK) liegt bei 15,63 % , was für unsere Rasse nicht erschreckend hoch ist: es gibt Beispiele für Mütter mit ausgezeichneter Wurf- und Aufzuchtverhalten, deren IK bedeutend höher liegt, z.B. Effis Großmutter Lorca. Allerdings ist IK nicht immer

gleich IK. Ein kumulativer IK (der sich aus der Inzucht auf zwei, drei oder noch mehr Ahnen zusammensetzt) ist in seiner Wirkung nicht gleichzusetzen mit einem IK, der sich, wie bei Effi, wesentlich aus der Großvater-Enkelin-Paarung Urdos de l'Estaubé x Nonnette zusammensetzt. Natürlich handelt es sich hier nur um Spekulationen, die Hinweise, keine Beweise zusammentragen. Man könnte wohl aufgrund des monolinen IK eine Inzuchtdepression annehmen, die in der Filial-Generation (J-Wurf vom Wunderhorn) wieder aufgehoben worden ist.

Daß wir - wenn auch nicht allein aus diesem Grund - mit Effi weniger Würfe gemacht haben, als es uns und ihr möglich gewesen wäre, ist eine freiwillige und sinnvolle Entscheidung gewesen. Niemand hätte diese Entscheidung uns abnehmen können. Schon gar nicht ein „Wesensrichter“, denn Effi wäre perfekt präparierbar gewesen für den gängigen „Wesens-test“ - im Gegensatz zu Rubiette, die dort schmählich versagt hätte.

Wichtiger scheint mir in diesem Zusammenhang die Tatsache zu sein, daß Effi trotz Chancen auch nie hütehündgemäßes Verhalten zeigte: sie war schlicht desinteressiert. Womit ich keinen Umkehrschluss ziehen will!

Ein letztes Beispiel ist Rubiette de l'Estaubé, die im Wunderhorn zwei Würfe machte. Ich habe sie schon an anderer Stelle beschrieben als sehr nervöse, scheue, teilweise ängstliche Hündin (Sozialisation oder Atavismus? Zimen schreibt, daß die Hunde der Frühzeit scheu sein mußten, damit sie sich tagsüber nicht auf das freilaufende Geflügel stürzen (S. 23); bei Rubiette war es m.E. die Sozialisation, und das nicht nur, weil ihr Vater Orme des Züchters beste japanische Kampfhühner kiltte; armer Zimen). Rubiette hätte nie und nimmer einen gängigen „Wesens-test“ bestanden, sie wäre von den „Wesensrichtern“ als „Verhaltenskrüppel“ (ein scheußliches Wort, das man sich bezeichnender Weise nicht mehr bei Menschen zu verwenden getraut, doch bei Tieren noch genehmigt, obwohl es nach den Vorkommnissen der jüngeren Geschichte zum Wörterbuch des Unmenschen zu rechnen ist) niemals zur Zucht zugelassen worden. Sie wäre auch nicht präparierbar für einen solchen Test gewesen. Und dennoch war die scheue und ängstliche Rubiette, die wir Dolly-doll-doll nannten, weil sie so „verrückt“ war, eine völlig instinktichere Mutter und hat ihre alltäglichen Verhaltensabweichungen an keinen ihrer Nachkommen weitergegeben. Wie sollte sie auch dazu die Möglichkeit gehabt haben? Während der Aufzucht des Wurfs haben wir sie und ihre Welpen nie dem Verkehr der Bundesstraße ausgesetzt, sind wir nie mit ihr und ihren Welpen in die Buchhandlung gegangen. Alle Situationen, die für Rubiette Stress-Faktoren er-

ster Güte waren, haben wir während der Aufzucht vermieden, ohne uns dabei große Mühe geben zu müssen. Es ist allerdings genauso wichtig gewesen, diese Stress-Faktoren auch während der Schwangerschaft Rubiettes zu vermeiden.

Ein Ausschluß von der Zucht wäre in diesem und ähnlichen Fällen doch nur gerechtfertigt, wenn durch Kontrolle der Nachzucht eine Erblichkeit der Verhaltensabweichungen nachzuweisen wäre. Eine prophylaktische Verweigerung der Zuchtzulassung, wie Dr. Willi sie in diesen Fällen vorschlägt, erscheint mir als reiner und luxuriöser Willkürakt. Andererseits plädiere ich keineswegs für den verstärkten Einsatz solcher Hündinnen, weil man sich deutlich mehr Gedanken machen muß, wenn man mit ihnen züchtet. Ich will nur deutlich machen, wie vorschnell ein Hund in genetischer Hinsicht abgeurteilt werden kann und daß es zum größten Teil auf den Züchter und sein Verantwortungsbewußtsein ankommt. Es ist und bleibt äußerst wichtig, daß (nicht nur) der Pyrenäen-Schäferhund-Züchter die emotionale Stabilität seiner Zuchttiere bei der Auswahl für das Zuchtprogramm berücksichtigt und seinen Welpen auf verschiedenen Kanälen das zukommen läßt, was Vanderlip in ihrem Buch „Hundezucht“ neonatale Stimulation nennt, ohne daß man dabei gleich übertreiben muß. Vanderlip beschreibt und unterscheidet (S. 298 f.) vier Stimulationsarten „für Welpen zwischen einer und fünf Wochen:

1. Thermale Stimulation:

Setzen Sie den Welpen auf einen kühlen Untergrund.

2. Taktile Stimulation:

Reiben Sie den Welpen mit einem Handtuch heftig ab.

3. Propriozeptive Stimulation:

Rotieren und neigen Sie den Welpen leicht. Rollen Sie den Welpen herum und bringen Sie ihn vorwärts und rückwärts in Schräglage.

4. Akustische Stimulation:

Setzen Sie den Welpen akustischen Reizen aus, wenn die Ohren offen sind, indem Sie ein Radio- oder Fernsehgerät neben die Wurfbox stellen.“

Man mag bei Vanderlips Vorschlägen über Einzelheiten anderer Meinung sein, auch muß man nicht die große Zuversicht der Autorin hinsichtlich der gesicherten Wirksamkeit dieser Maßnahmen teilen, da sie in ihrem Optimismus die ganze Angelegenheit zu

monokausal sieht. Gleichwohl vergibt man sich nichts, wenn man wenigstens Teile aus diesem Maßnahmenkatalog an seinen Welpen anwendet. Besonders bei Einlingen dürften diese Stimulationen wenigstens teilweise kompensierend wirken:

„Wenn in den ersten Lebenswochen, deren Bedeutung für das spätere Leben immer wieder unterschätzt wird, die Möglichkeiten der sozialen Auseinandersetzung mit den Wurfgeschwistern fehlen, sind die Hunde auch später nicht in der Lage, eine soziale Bindung einzugehen.“ (Schleger/Stur, S. 209)

Bei Würfen von Elterntieren, die besonders intensiv das gewünschte rassespezifische Verhalten zeigen, könnte man z.B. die Welpen schon von der dritten Woche nur noch über Nacht mit ihrer Mutter für längere Zeit und tagsüber nur zweimal für maximal eine halbe Stunde zusammenzulassen. In der übrigen Tageszeit könnte man sich abwechselnd einzeln sowie gemeinsam intensiv mit den Welpen (alle zusammen und einzeln) beschäftigen. So könnten schon in der vierten Woche die Welpen intensiv auf Menschen fixiert werden. Der Nachteil scheint aber zu sein, daß die Welpen im Wurf, die ohnehin „kritisch“ veranlagt sind, durch den „Mutterentzug“ noch kritischer, d.h. mißtrauischer werden, deutlich mehr Wildtierverhalten zeigen. Die weniger „kritisch“ veranlagten Welpen profitieren natürlich noch intensiver von dieser Fixierung auf den Menschen als eine „normale“ Sozialisation. Sie hätten aber auch später nicht mit Schwierigkeiten zu rechnen. Für diese „normalen“ Welpen wäre die Übung daher überflüssig, für die „kritischen“ Welpen wäre sie eine zusätzliche Behinderung.

Für den späteren Besitzer wären die „normaleren“ Welpen dann vom Züchter zwar optimal vorbereitet; was der Besitzer dann daraus macht, ist leider seine Sache. Die „wildern“ Welpen aber wären noch schwieriger als ohne „Mutterentzug“. Es scheint daher viel sinnvoller, die Ganzheit der Sozialisation, die der Welpe beim Züchter erfährt, integral zu belassen und lediglich Stressfaktoren intensiver einzubauen. Zusätzlich kann eine immer verschärfte Selektion der Welpeninteressenten bei solchen „Problem“-Würfen, die das Maximum des rassespezifischen Verhaltensinventars zeigen, die wirklichen Probleme minimieren, die eine nivellierende „Zivilisations“-Mentalität verursachen kann (hier v.a. Vermenschlichung des Welpen durch eine dem Hund völlig unangemessene anti-autoritäre oder inkonsequente „Erziehung“).

Diskussionsbeiträge zu diesem Artikel senden Sie bitte bis zum 15.11. an die Redaktion (s. Impressum auf Seite 83).